Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst

Band: 18 (1928)

Heft: 23

Artikel: Die Mutter der Nonne

Autor: Keller, H.

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-642598

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 15.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Averser Rhein.

Von Konrad Erb.

Vom Berghang rieselt ein Wässerlein,
Ein trotzig Bürschchen, ein junger Rhein;
Zwar seine Glieder sind noch schmal,
Doch schlängelt er sich keck zu Tal.
Und horch! die Silberbächlein rauschen:
Nimm mit uns, möchten Heimat tauschen!
Wenn's Herz nicht fehlt! er spöttisch ruft
Und wirft sich in die finstre Schluft.
Ha! höllisch Toben, Gischt und Schaum —
Nur zu! wir sind auch nicht von Flaum.

Und rasch die Wildschlucht sich nun weitet,
Leis murmelnd der Fluß über Kiesgrund gleitet,
Läßt von der Sonn' sich durchwärmen und küssen:
Hier will ich meine Lust mal büßen.
Springt auf und jagt in den finstern Spalt,
Nicht Felsen, noch Riegel gebieten Halt;
Schäumt wild empor am felsigen Kliff,
Sinkt rauschend nieder, zernagt das Riff,
Neigt sich zum Tännlein: Komm mit auf die Fahrt!
Willst nicht? mein Wille ist eisenhart —
Wart nur: beim nächsten Wogengebraus
Reiß' ich mit Stumpf und Stiel dich aus.

Holla! ein glänzend Marmorbecken,
Die müden Glieder zu dehnen, zu strecken.
Gar lieblich die kräuselnden Wasser flimmern,
In kristallner Schale die Fischlein schimmern.

Hm! schnauft er bald, werd' bloß zum Gespött,
Verfaule, wer will, in dem Lotterbett!
Taugt nicht für den wilden Trotzgesellen,
Fort, fort! die heißen Glieder schwellen.
Bin der hohen Berge freier Sohn,
Ertrage nicht Joch und dulde nicht Fron,
Ich breche nach Laun' mir die eigne Bahn —
Ha, fesselt mich doch, legt Ketten mir an!

Nein, rauschen die Tannen; unbändiger Fant,
Als Vorbild leuchte durchs ganze Land!
Und quellfrisch, jauchzend und morgenklar
Schießt er dahin, ein junger Aar,
Wirft sich ohn' Zaudern und ohne Harm
Dem größern Bruder in die Arm':
So führe mich denn, als treuer Gesell,
Durch Risse und Schluchten, meintwegen zur Höll'!
Nur kein Scharwenzeln, Verbeugen und Ducken,
Will all dem Geschmeiß auf den Nacken spucken;
Frei, wie ich gelebt, so will ich auch sterben;
Wer die Glieder mir gängelt, den schlag ich zu Scherben!

Verstockt drauf lächelt der Hinterrhein:
Du Knorren, du Knauf, na warte nur fein!
Im Flachland magst du die Zähne blecken,
Im Seegrund wider den Stachel lecken,
Taugt nichts! Wie dem Volk legt das Joch man dir an,
Zerbricht dir den Willen: sei untertan!

Die Mutter der Nonne.

Dem Leben nacherzählt von H. Keller.

Es war an einem sonnenerfüllten Februartage vor einem Jahre, als ich, die Stadttore von Bologna hinter mir lassend, nach San Michele in Bosco hinaufwanderte. Ueberall schon spürte man den Frühling. Vor den Stadtmauern sonnten sich arme Weiblein. Schwache Greise kamen an Stöcken dahergehumpelt. Kinder hüpften und sprangen jauchzend umher. Katzen lagen selig hingestreckt auf den sonnbeschienenen Wegen. Der Leierkastenmann orgelte seine heitersten Weisen. Kurz, alles wollte seinen Sonnenhunger sättigen. Vor dem Stadtzollhäuschen stand der Zöllner und pfiff vergnügt in die frischerwachte Welt hinaus.

Oben angelangt beim alten Kloster San Michele, das nun eine berühmte orthopädische Anstalt beherbergt, setzte ich mich auf eine der Steinbänke und genoß mit vollen Zügen den wundervollen Blick, den man von hier aus hat.

Zu meinen Füßen ruhte im Sonnenglanz die alte, eigenartige Etruskerstadt, das türmereiche Bologna. Seine Wahrzeichen, die zwei schiefen Türme Asinelli und Garisenda, ragten, wie schon zu Dantes Zeiten, stolz und wachsam über ihre kleineren Nachbarn hinaus.

Hinter der Stadt lag unter dem weichen, duftigen Frühlingsschleier die unermeßliche Ebene des Po unbegrenzt und offen da, von keinen Hügeln oder Bergen eingezäumt.

Im Westen aber, auf dem Hügel della Guardia, winkte ein anderes Bild des Friedens zu mir herüber: die sonnenumflossene Wallfahrtskirche der Madonna di San Luca, die schon so manchem betrübten Herzen Heilung brachte. Und über alles wölbte sich der dunkelblaue Wunderhimmel Italiens. Die dunklen, ernsten Zypressen überall schienen in diese leuchtende Himmelsseide hineinzustechen.

Endlich riß ich mich von dem schönen Bilde los und wandte meine Schritte langsam wieder der Stadt zu. An der Stadtmauer sonnten sich noch immer die armen Weiblein, spielten froh und übermütig noch immer Buben und Mägdlein.

Als ich durch die Arkaden der Via d'Azeglio schritt, kam's mir plötzlich in den Sinn, daß hier irgendwo das Klosterkirchlein Sacro Cuore sein müsse, von dem mir erst kürzlich jemand erzählt hatte. Hier halten jeden Abend die Nonnen ihre stündige Andacht, die einzige Begebenheit, die das himmelgeweihte Leben der frommen Schwestern noch mit der Welt in Berührung bringt.

Ich sah mich um. Ja richtig, hier inmitten anderer Gebäude entdeckte ich das kleine Kirchlein. Ich trat ein. Welch' Uebergang! Aus dem strahlenden Sonnenglanz in dies weihrauchdurchduftete Halbdunkel hinein. Vorn auf dem Altar brannten still und feierlich viele hohe, schlanke Kerzen. Und Stille und Feierlichkeit durchzogen mit dem Weihrauchduft den ganzen Raum.

Nun erblickte ich ein eigenartig Bild. Vorn, durch ein Gitter abgetrennt von den andern Kirchenbesuchern, knieten in ihren Bänken etwa zwanzig weißverhüllte Gestalten: die Nonnen des Klosters zum Heiligen Herzen. Ganz regungslos. So blieben sie fast eine Stunde lang in ihr Gebet versunken, still, still, unheimlich still, bis von der Empore her die Orgel ihre Feierstimme zum Abendsegen erhob; jetzt ging eine leichte Bewegung durch die Reihen der stillen, weißen Nonnen, und rein und süß mischten sie ihre Stimmen in den dunkeln Orgelton.

Dies alles hatte etwas so Ergreifendes, Weltlosgelöstes, daß es mir das Herz ganz zusammenpreßte.

Die Musik verstummte. Wieder Gebet und Todesschweigen. Dann erhoben sie sich von ihren Knien, die stillen Gestalten, langsam und ernst. Und langsam und ernst wandten sie sich dem Ausgange zu, sich das Gesicht sofort wieder verhüllend mit dem weißen, dichten Schleier, sobald sie am Altare vorbeigeschritten waren. So verließen sie in feierlicher Prozession durch ein eigen Türlein die Kirche, um wieder in ihr weltabgetrenntes Kloster zurückzukehren.

Tag für Tag, Monat für Monat, Jahr für Jahr nur diese einzige Verbindung noch mit der Welt. Doch auch hier im Kirchlein sind sie für sich allein. Denn nie, nie wen-

den sie das Gesicht nach hinten, sehen niemand als ihre Schwestern und den Priester, der am Altar die Messe zelebriert.

Ach, ihr armen, lebenden Toten hinter euren kalten Klostermauern, dachte ich schaudernd, und draußen lacht die Sonne, lockt das liebe, warme Leben!

Langsam wandte ich mich dem Ausgang zu. Die Kerzen am Altar waren abgebrannt. Dunkel war's jetzt im Kirchlein, nur vorn brannte still das ewige Licht. War ich einzig noch hier, außer der einen zurückgebliebenen Nonne? Denn Tag und Nacht wacht hier immer betend eine fromme Schwester, nach jeder Stunde von einer andern abgelöst.

Nein, dort hinten kniete noch jemand. Als ich ganz nahe war, erkannte ich eine ältere, schwarzgekleidete Dame, die ganz versunken schien in ihr Gebet. Als sie mich hörte, schrak sie zusammen und sah auf. Ich blickte in zwei Augen, deren Ausdruck ich nimmer vergessen werde. So etwas Trostloses, Armes hatte ich nie in eines Menschen Angesicht gelesen.

„Da kann die Muttergottes nicht mehr helfen", dachte ich voller Erbarmen und verließ still das Kirchlein.

Draußen hatte ein lauer, heiterer Abend dem sonnendurchglühten Tage Platz gemacht. Von allen Türmen der Stadt klangen die Vesperglocken. Durch die frohbewegten Gassen schritt ich sinnend nach Hause.

* * *

Jenem leuchtenden Vorfrühlingstag waren noch viele leuchtende gefolgt, bis der Lenz endlich in seiner ganzen unsagbaren Herrlichkeit dastand. So oft ich konnte, lenkte ich meine Schritte ins Klosterkirchlein. Jedesmal wieder ergriff und durchschauerte mich die stille Prozession der weißverhüllten Nonnen und ihr feierlicher, süßer Abendsang. Und jedesmal wieder erblickte ich die schwarze, kniende Gestalt immer am gleichen Platz hinten in der Kirche.

Eines Abends, als ich aus dem Kirchlein trat und noch ganz benommen langsam der Stadt zu schritt, hörte ich mich plötzlich von einer unbekannten Stimme angesprochen. Es war meine schwarze bekannte Unbekannte von der Klosterkirche, die mich eingeholt hatte.

„Ob wir wohl ein Stück weit den gleichen Weg hätten", fragte sie mich freundlich. „Sie kenne mich aus den Abendandachten in der Kirche Sacro Cuore."

„Ich habe mich verwundert über Sie", fuhr sie fort, „daß ich Sie so oft dort sehe, denn Sie sind nicht Katholikin, wie ich bemerkte. Kommen Sie denn trotzdem zu unserer Madonna beten?"

„Nein", schüttelte ich den Kopf, „ich komme der Nonnen wegen, dieser armen Gefangenen. Jedesmal meine ich, sie müßten ihre Fesseln sprengen und aus den düstern, kalten Mauern fliehen hinaus in das warme, reiche Leben. Ich kann, kann einfach nicht verstehen, daß ein Mensch, ein junger Mensch sich lebendig so vergraben läßt oder sich selbst vergräbt. Jedesmal erfaßt mich Schauder und ein grenzenloses Mitleid, wenn die weiße Prozession wieder durch ihr Grabtürlein verschwindet!" So hatte ich mich leidenschaftlich in Eifer geredet und gewahrte erst jetzt, wie eine Totenblässe das leidvolle Gesicht bedeckte, wie in ihren Augen der trostlose Blick noch trauriger wurde und daß kein Wort mehr über die zuckenden Lippen kam.

Was hatte ich Unrechtes getan? Auf einmal fiel's mir wie Schuppen von den Augen: unter den Nonnen des Klosters Sacro Cuore muß sich ein geliebtes, nahes Wesen dieser gequälten Frau befinden!

Ganz bestürzt schritt ich jetzt neben der alten Dame her. Ich wagte kein Wort mehr zu sagen. Auch sie blieb still. In der Piazza beim Tram angekommen, gab sie mir freundlich die Hand.

„Plagen Sie sich nicht", sagte sie mit einem leisen, wehen Lächeln, „wegen Ihrer Worte vorhin. Sie wollten mir ja nicht mit Absicht wehe tun. Sie konnten doch nicht wissen, daß mein einziges Kind sich dort im Kloster befindet." Ganz tonlos und gebrochen klang jetzt ihre Stimme.

Ihr Tram kam, und sie stieg ein. Ich aber durchquerte den lärmigen Platz und suchte mich durch stille Straßen nach Hause zu finden, ganz erschüttert von dem eben Vernommenen.

So hatten wir Bekanntschaft gemacht. Bald darauf lud sie mich für einen Nachmittag zum Tee ein. Ich ahnte, daß ich heute die Geschichte ihres armen Mutterherzens vernehmen werde. Daher schritt ich gedankenvoll und nur langsam ihrem Hause zu.

Sie bewohnte mit ihrer alten Dienerin ein Stockwerk einer hübschen Villa außerhalb des Stadttores Castiglione. Lieb und freundlich empfing sie mich. Ich fühlte, wie wohl es ihr tat, einen verstehenden Menschen um sich zu haben.

Durch die weitgeöffnete Balkontüre zog ein wunderfeiner Duft von blühenden Mandel- und Pfirsichbäumen zu uns herein; ein leichter Frühlingsregen hatte soeben Bäume und Sträucher und Blumen gar herrlich getränkt und erfrischt.

Wir saßen beim Tee. Ich mußte meiner neuen Freundin, Frau de Gregori, von meiner Schweizerheimat erzählen, von meinen Eltern und Geschwistern.

„Wie reich gesegnet sind doch Ihre Eltern", sagte sie, als sie von meinen zahlreichen Geschwistern hörte, „wie glücklich dürfen sie sich fühlen!"

Aber viel Arbeit und Kummer bringe es auch, bis eine große Kinderschar auferzogen sei, wendete ich ein, an all die Sorgen denkend, die wir unsern guten Eltern bereitet hatten.

„Aber sie wissen doch, warum sie arbeiten, warum sie auf Erden sind!" entgegnete sie mir ernst, „erst das heißt wahrhaft leben: nötig sein, unentbehrlich sein. Wenn man dieses nicht mehr ist, dann sollte man sterben können." Und wieder kam der alte, trostlose Blick in ihre Augen.

Still blieb es dann eine Weile zwischen uns. Mir legte es sich wie eine Last auf das Herz, denn ich wußte, daß ich nun hören würde, was ich erwartet hatte und wovor mir fast bangte: wie die arme Mutter ihr einziges Kind verlor.

Im Garten zwitscherten fröhlich die Vöglein, von der Straße her tönten jauchzende Kinderstimmen; jubelnde Frühlings- und Lebensfreude überall, währenddem ich in ein grenzenlos armes Menschenherz Einblick bekam.

Was mir Frau de Gregori an jenem Nachmittag erzählte, will ich versuchen, hier wiederzugeben.

„Es sind jetzt bald dreißig Jahre her", so begann sie, „als ich mich verheiratete. Mein Mann war Advokat, aus guter Familie, wie ich auch. Wir wohnten in Ferrara und waren selig in unserem jungen Eheglück. Schon über ein Jahr waren wir verheiratet, als ich mich Mutter fühlte. Nun schien mir unser Glück noch größer, noch reicher zu sein. Mein Mann tat mir zuliebe, was er mir von den Augen ablesen konnte, und ich fühlte mich so geborgen, so sicher in seiner Liebe.

Eines Abends, es war anfangs April, machten wir noch einen Spaziergang gegen das Schloß der Este zu. Es war ein wunderschöner, lauer Frühlingsabend, voll von Sehnsucht und Frieden.

Wir schritten langsam durch die Anlagen vor dem Castello. Auf unsere Köpfe regnete das leise Abendlüftchen rosa Blüten von den Bäumen, und über rosa Blüten schritten wir glücklich und still dahin. Da plötzlich vernahmen wir eine frische Bubenstimme neben uns: „Kauft Blumen, bitte!", und eine braune Bubenhand hielt uns bittend blaue Veilchen und rote Anemonen entgegen. Sie waren nimmer ganz frisch, doch den flehenden Augen des Kindes konnten wir nicht widerstehen, und so kauften wir ihm den ganzen Vorrat ab. Sein braunes, schönes Bubengesicht strahlte.

(Fortsetzung folgt.)